

Erinnerungen an die Jahre 1945/46

von Christa Guske
aufgeschrieben im Sommer 2005 in Berlin

Hubert brachte mich durch sein "Tagebuch" auf die Idee, auch meine Erinnerungen aufzuschreiben, soweit mein Gedächtnis reicht.

Abschied von Breslau

An die letzten Tage daheim erinnere ich mit gut. Die Kriegsereignisse überschlugen sich. Die russischen Truppen näherten sich Schlesien. Der Winter war eisig kalt wie lange nicht. Wir wohnten damals in Breslau, Berliner Straße, in einem Arbeiter-viertel. Meine Eltern hatten hier eine Fleischerei, die meine Mutter nach dem Tod meines Vaters im KZ der Festung Glatz im März 1944 mit Hilfe befreundeter Fleischermeister weiterführte. Unsere Wohnung lag zum Teil neben dem Geschäft, Parterre, und teils im ersten Stock darüber. Im Winter 1944 wohnte auch meine verheiratete Schwester Helene, genannt Lenchen, wieder bei uns. Ihr Mann Hans, Soldat, lag schwerverwundet in einem Breslauer Lazarett. Zwei meiner jüngeren Geschwister, Roman und Eva, waren seit der Verhaftung meines Vaters bei zwei Schwestern meiner Mutter in Schlesien evakuiert. In unserer Wohnung lebten im Januar 1945 außer meiner Mutter noch Lenchen mit ihren Kindern Hans und Stefan - ihr zweiter Sohn war erst Anfang Januar 1945 geboren worden -, mein Bruder Peter (knapp 4 Jahre alt), unsere Haushaltshilfe Sinaida und ich.

Mein Zimmer lag Parterre neben dem Geschäft zur Straße hinaus. Darum war ich es auch, die eines Nachts aus dem Bett geklopft wurde. Draußen stand meine Tante Magda Muche, eine Schwester meiner Mutter, bei der bereits mein Bruder Roman lebte. Sie wollte Lenchen und die drei Kleinen in ihr Haus im nieder-schlesischen Haynau mitnehmen. Von Offizieren der deutschen Wehrmacht hatte sie erfahren, daß Breslau Festung werden sollte, und wollte die Kinder in Sicherheit bringen. Sie hatte ein Fuhrgeschäft und transportierte mit ihren Autos überwiegend Wehrmachtsangehörige. An diesem Tag hatte sie ebenfalls Militär gefahren und war auf der Heimfahrt.

Nun überschlug sich alles. Da Lenchen von der Geburt ihres Jüngsten noch geschwächt war, sollte ich sie und die Kinder begleiten. Ich hoffte natürlich, bald zurückkommen zu können. Deshalb packte ich kaum etwas für mich ein, und das wenige Eingepackte war genau das Verkehrte. Wenig später fuhren wir mit Tante Muche nach Haynau.

Ich hatte von keinem meiner Freunde Abschied nehmen können. Am meisten schmerzte es mich, nicht meiner Religionslehrerin Schwester

Erminolda Aufwiedersehen sagen zu können. In der Niederlassung der Grauen Schwestern in der Fischergasse ging ich ein und aus. Diese Schwester war es, die mich nach der Verhaftung meines Vaters tröstete und mir half. Bei ihr und unserer kleinen Pfarrjugendgemeinschaft fand ich Halt. Hier brauchte ich keine Anfeindungen zu fürchten, wie ich sie nach der Veröffentlichung des Prozesses gegen meinen Vater in der Schule ertragen mußte. Leider habe ich Schwester Erminolda oder jemanden aus unserer Gruppe später nicht wiedergesehen.

Schwer fiel mir auch der Abschied von Sinaida, einer Weißrussin, die als Haushaltshilfe bei uns arbeitete. Sie war nur vier Jahre älter als ich und im Laufe der Jahre meine Freundin geworden. Wir hatten abends in unserer Küche so manchen Spaß miteinander. Auch sie sah ich nicht wieder. Als auch Mutter Breslau verließ, blieb sie im Haus. Sie hatte einen Soldaten der russischen, aberc deutschfreundlichen Wlassow-Armee als Freund und wollte bei ihm bleiben.

In einer eiskalten Januarnacht verließen Lenchen, die Kinder und ich unser Zuhause. Wir sollten es nicht mehr wiedersehen. Als ich Jahre später, längst verheiratet, Wrocław besuchte, gab es unser Haus und Teile der Straße nicht mehr.

Haynau

In Tante Muches Einfamilienhaus in Haynau wohnte damals bereits außer meinem Bruder Roman auch Tante Gretel, die Frau eines Bruders meiner Mutter, mit ihren drei Kindern. Wir waren also eine Großfamilie, die sich zusammenraufen mußte. Tante Muche war selten zu Hause, war ständig mit ihren Autos unterwegs im Dienste der deutschen Wehrmacht. Aber sie behielt das Geschehen in ihrem Haus in ihrer Hand, gab täglich jedem seine Aufgabe. So lernte ich z.B. in einem großen Kessel aus Zuckerrüben Sirup kochen. Leider mußten wir den süßen Saft bei unserer weiteren Flucht zurück-lassen. Zu essen gab es bei Tante Muche genug. Sie hatte reichlich Vorräte in ihrem Keller. Wir brauchten nicht zu hungern.

Unser Tagesablauf verlief einigermaßen "normal". Wie in Breslau besuchte ich täglich den Gottesdienst. Dabei mußte ich erleben, wie mich eine alte Frau nach dem Verlassen der Kirche aus-schimpfte, weil ich unter meinem Mantel eine Trainingshose trug. Ein Mädchen in Hosen - so etwas gehört sich nicht! Heute sind Frauen in Hosen eine Selbstverständlichkeit.

Eigentlich wollten wir in Haynau auf meine Mutter warten, die sich noch in Breslau aufhielt. Aber die Kriegssereignisse holten uns ein. Die russische Armee rückte in Schlesien vor - Richtung Dresden und Berlin. Fast alle Flüchtlinge mußten innerhalb kurzer Zeit die Kleinstadt verlassen. Tante Muche konnte uns nicht wegbringen. Sie mußte täglich mit ihrem letzten Auto irgendwelche Transporte für das deutsche Militär durchführen.

Arnsdorf im Riesengebirge

Unser nächstes Ziel war das Haus von Tante Lottel in Arnsdorf im Riesengebirge, einer anderen Schwester meiner Mutter, bei der meine Schwester Evi bereits "evakuiert" war. In einem überfüllten Zug fuhr die gesamte Großfamilie in Richtung Hirschberg. Ob Tante Gretel mit ihren Kindern dabei war, weiß ich allerdings nicht mehr so genau. Vielleicht fuhr sie in eine andere Richtung.

Zu Tante Lottel kamen wenige Tage nach uns noch vier deutsche Soldaten als Einquartierung. Es wurde ziemlich eng im Haus. Tante Lottels Mann diskutierte oft stundenlang mit den vier Soldaten. Das ergab ein babylonisches Sprachengewirr. Onkel sprach ein echtes "Schläs'sch", aber die Soldaten kamen aus Bayern, Schwaben, Sachsen und Berlin - und jeder redete in seinem Dialekt!

Auch in Arnsdorf half jeder im Haushalt mit. Ich war abends oft hundemüde und froh, wenn ich ins Bett gehen konnte. Dann begann für mich der schönere Teil des dortigen Aufenthalts: Onkels Söhne hatten sämtliche Bände von Karl May. Nacht für Nacht verschlang ich einen Band.

Hier in Arnsdorf erlebten wir in der Ferne den Luftangriff auf Dresden am 13. Februar 1945. Es war Lenchens Geburtstag. Aber für sie war dieser Tag besonders furchtbar, denn sie hatte Grund zur Annahme, daß sich ihr Mann in Dresden befand. Sein Lazarett sollte in dieser Zeit nach Westdeutschland verlegt werden. Tatsächlich aber war sein Transport an diesem Tag (besser in jener Nacht) nicht in der Elbestadt.

Wieder warteten wir in Arnsdorf auf unsere Mutter. Als fast alle Zivilisten die Festung Breslau verlassen mußten, gelang es ihr, mit einem der letzten Züge mitzufahren und uns zu erreichen. Aber schon kurz nach Mutters Ankunft mußten auch aus Arnsdorf alle Flüchtlinge raus. Sie sollten sich am Bahnhof sammeln und wurden in einen Zug "verladen". Diesmal ging die Fahrt ins Ungewisse.

Gablonz in Tschechien

Den ersten Halt gab es in Gablonz, der Stadt des weltbekannten tschechischen Schmucks. Wir - Mutter, Lenchen, ich und die 5 Kinder - bekamen bei einer deutschen Familie ein Zimmer. Hier spürten wir zum ersten Mal, was es hieß, Flüchtling zu sein: Die Deutschen mieden uns, die Tschechen verachteten uns. Unsere Mahlzeiten bekamen wir in einem Sammellager.

Vilsbiburg in Bayern

Nach wenigen Tagen ging es weiter in Richtung Bayern. In Landshut blieb der Zug stehen. Alle Flüchtlinge wurden aufge-teilt. Mit einigen anderen fuhren wir weiter bis Vilsbiburg, einem - damals

kleinen - Wallfahrtsort inmitten einer idyllischen Umgebung. Tante Käthe, Mutters jüngste Schwester, war auch dabei. Zunächst kampierten wir einige Tage in einer Schule. Auch hier wieder "Lagerverpflegung". Dann erhielten wir unser neues "Heim" zugewiesen, einen ehemaligen Heuboden über ehemaligen Ställen, die jetzt als Garage und Schuppen genutzt wurden. Das Ganze gehörte einem Landarzt, der im Vorderhaus seine Wohnung und Praxis hatte. Lenchen und Tante Käthe erhielten andere Unterkünfte.

Unser "Heim" bestand aus zwei Räumen: im ersten, kleineren, stand eine eiserne Kochstelle, den größeren Raum sollte ein kleiner eiserner Ofen und ein elektrischer Heizkörper wärmen. Insgesamt waren die Räume sehr spärlich möbliert. Inzwischen war es Ende Februar 1945 geworden. Noch immer war es bitterkalt. Woher wir anfangs Holz zum Heizen nahmen, weiß ich nicht mehr. Später gingen Roman und ich täglich über einen Berg in den Wald Holz und Reisig sammeln. Da das Material meist feucht war, qualmte es ständig in den Räumen. Aber wenigstens brauchten wir nicht zu hungern. Mutter hatte vorsorglich aus unserem Geschäft Fleischmarken mitgebracht, die jetzt auch gegen andere Lebens-mittel und nützliche Sachen getauscht wurden.

Bereits nach wenigen Wochen in Vilsbiburg erfuhr Lenchen, wo sich ihr Mann aufhielt. Sie packte ihre wenigen Sachen zusammen, und es gelang ihr irgendwie, mit einem der letzten noch fahrenden Züge zu ihrem Hans zu kommen. Was sie unterwegs erleben mußte, erfuhren wir erst Jahre später.

Meine Mutter war zu dieser Zeit krank. Ohne daß sie es wußte, hatte sie sich bereits vor Jahren einen Beckenknochen gebrochen, der schlecht zusammengewachsen war und ständig Schmerzen verursachte. Sie glaubte an Rheuma. Oft konnte sie vor Schmerzen nicht laufen. Als man später endlich die wahren Ursachen feststellte, war daraus eine Knochen-TBC geworden. Ihre Schmerzen müssen manchmal unerträglich gewesen sein. Oft mußte sie tagelang im Bett liegen. Als nun noch die Strapazen der Flucht dazu kamen, war sie am Ende ihrer Kraft. Wie lange sie damals bettlägrig war, weiß ich nicht mehr.

Nach Lenchens Abreise was es nun meine Aufgabe, den kleinen Haushalt zu versorgen. Für eine Fünfzehnjährige, die bisher kaum Hausarbeit erledigt hatte, war das unter diesen Umständen keine leichte Aufgabe. Nur gut, daß Tante Käthe und die Haushaltshilfe des Landarztes mir mit Rat und Tat zur Seite standen. Geldsorgen hatten wir anfangs dank Mutters Vorsorge nicht. Nach und nach erholte sich Mutter, und es wurde auch wärmer, der Frühling kehrte ein.

Es muß Mitte bis Ende April gewesen sein, als ich eines Morgens nach dem Besuch des Gottesdienstes in der Wallfahrtskirche auf dem Berg einen Zug Dachauer KZ-Häftlinge durch unsere Stadt laufen sah. Die Elendsgestalten wurden nicht nur von SS-Soldaten, sondern auch von Schäferhunden angetrieben. Die Menschen am Straßenrand gingen schweigend weiter. Ich sehe den Zug noch heute vor mir. Später

erfuhren wir, daß es drei Häftlingen gelungen war, innerhalb des Stadtgebietes zu fliehen und bei Einwohnern unterzukommen, auch im Pfarrhaus und im Kloster. Nach dem Einzug der Amerikaner fand man im Wald vor der Stadt mehrere Erschossene und Erschlagene. Sie wurden in einem Ehrengrab beigesetzt.

Die ersten amerikanischen Soldaten, die uns das Ende des Krieges brachten, waren Farbige. Kampflös zogen sie Ende April in Vilsbiburg ein. Sie waren plötzlich auf dem Marktplatz und verteilten Bonbons und Schokolade an die sie bestaunenden Kinder. Manche von ihnen sahen und schmeckten zum erstenmal in ihrem Leben diese Süßigkeiten. Für die Mütter war die Verteilung von Brot, das inzwischen auch auf Lebensmittelmarken knapp geworden war, wichtiger. Aber das Wichtigste war: Für uns hatte der Krieg ein Ende. Der Einzug der Amerikaner bedeutete für uns Frieden und die Heimkehr nach Schlesien. So dachten wir.

Mit Beginn der amerikanischen Besatzung begann auch für uns die Zeit der mangelhaften Ernährung. Mutters Marken waren jetzt wertlos, die Zuteilungen spärlich. Die Einheimischen hatten genügend Reserven. Aber wir? Unsere Lage aufzubessern, nahm Mutter trotz ihrer Krankheit eine Arbeit als Verkäuferin bei einem Fleischer an. Ihren Lohn bekam sie vor allem "in natura". Dazu kam die, wenn auch geringe, Hilfe der Kirche, die an die katholischen Flüchtlinge sporadisch Lebensmittelpakete verteilte. Ab und zu bekam ich auch im Kloster auf dem Berg ein Päckchen mit nützlichen Dingen. (Wie einst zu Hause besuchte ich auch hier täglich den Gottesdienst.) Im Sommer sammelten wir außer dem Holz zum Kochen auch Pilze und Beeren. Hier lernte ich viele eßbare Pilze kennen und zubereiten.

In der Wallfahrtskirche lernte ich auch Resi kennen, die Tochter eines bayerischen Beamten. Bald wurde sie meine Freundin. In ihrem Elternhaus fand ich ein zweites Zuhause. Resis Eltern gehörten zu den wenigen Menschen, für die wir keine Bettler und Schmarotzer waren, wie uns die Frau des Landarztes bezeichnete. Als wir nach Monaten in Großenhain ankamen, hatte ich Resis Nachnamen vergessen. So konnte ich ihr nicht schreiben.

Der Sommer 1945 verging ziemlich ereignislos. War das Wetter warm genug, gingen wir Kinder in die Vils baden. Mutter arbeitete in der Fleischerei, und auch Tante Käthe hatte eine Aushilfsstelle in einer Gärtnerei, ich versorgte den kleinen Haushalt. Außerdem hieß es in den Wald gehen, um Holz, Beeren und Pilze zu sammeln. Eine neue Erfahrung war für mich, Wäsche zu waschen. Gespült wurde sie in der Vils. Tante Käthe half mir bei der "großen Wäsche". Um diese Zeit buk ich auch das erste Brot meines Lebens. Was da hinein kam, weiß ich nicht mehr. Gebacken habe ich es in der eisernen Kochstelle. Es wurde herrlicher Klitsch. Als ich es anschnitt, geriet das Messer in meinen linken Daumen. Die Narbe habe ich noch heute.

Sobald es möglich war, hatte Mutter an die Verlobte meines Bruders Paul nach Lübeck geschrieben. Von ihr kam die Nachricht, daß Paul

in englischer Kriegsgefangenschaft sei. Eine Sorge weniger.

Wir wollten ja wieder nach Breslau. Wann wir die Einreise-genehmigung für Polen erhielten, weiß ich nicht mehr genau. Wahrscheinlich hat Onkel Anton in Oberschlesien, ein Bruder meines Vaters, sie besorgt und über Lenchen, die ja unsere Adresse hatte, zugesandt. Ausgestellt war sie von der ersten polnischen Nachkriegsregierung. Damals glaubte Mutter noch, wie wohl die meisten Flüchtlinge, daß wir alle wieder heim nach Schlesien könnten. Und außerdem wollte Onkel Anton uns helfen. Trotzdem zögerte Mutter sehr lange, bis sie sich zur Heimfahrt entschloß. Ärger mit ihrem Chef und mit unserer Vermieterin spielten wahrscheinlich dabei eine Rolle.

Im November oder Dezember 1945 begleitete ich meine Mutter ins zerstörte München. Es regnete. Zum ersten Mal sah ich die Auswirkungen des Krieges auf eine Stadt. Welche Ämter Mutter aufsuchte, um uns die Reisepapiere durch die sowjetisch besetzte Zone zu beschaffen, weiß ich nicht. Abends waren wir wieder in Vilsbiburg.

An Weihnachten 1945 kann ich mich nicht mehr erinnern. Von caritativen Stellen waren Weihnachtsfeiern veranstaltet worden, besonders für Kinder, die dabei auch kleine Geschenke erhielten. Auf Lebensmittelmarken gab es Sonderzuteilungen, und am Heiligen Abend ging ich zur Christmette. Aber zuhause? Hatten wir einen Strauß Tannenzweige? Ich weiß es nicht mehr.

Mutter zweifelte bis zum Schluß, ob die Rückkehr nach Schlesien sinnvoll wäre oder nicht. Auch in unserer Straße in der "Festung Breslau" war gekämpft worden. Unser Haus war vermutlich zerstört. Und Polnisch konnte sie auch nicht. Meine Kenntnisse aus der polnischen Schule bis 1939 hatte ich längst vergessen. Sie fragte mich. Ich sollte entscheiden. Ob sie es damit ernst meinte, weiß ich nicht. Mir wuchs inzwischen die Arbeit über den Kopf. Wie früher Lenchen, so sollte ich Muttern die drei Kleinen abnehmen. Dabei machte Roman stets was er wollte, und mit Evis Dickkopf wurde ich schon gar nicht fertig. Zuhause würde Lenchen das wieder übernehmen, dachte ich. Und auch Muttern würde nicht mehr so viel mit mir schimpfen, wenn Roman wieder etwas angestellt hatte. Also war ich fürs Heimfahren. Ohne zu ahnen, was das hieß.

Reise nach Osten

Es muß Januar 1946 gewesen sein, als wir in einem Güterzug mit anderen "Heimkehrern" aus Vilsbiburg abfahren. Wenn Mutter damals bereits gewußt hätte, daß fast alle ihre Geschwister inzwischen in Westdeutschland lebten, wäre sie nie abgefahren. Es begann eine mehrtägige Eisenbahnodyssee. Das Eisenbahnnetz war noch immer weitgehend zerstört. Immer wieder blieb unser Zug stehen. Wir konnten uns die Beine vertreten und unsere "Geschäfte" erledigen. Verpflegung gab es nicht, nur ab und an Getränke.

An der Grenze zur sowjetisch besetzten Zone blieb der Zug wieder einmal stehen. Ich stieg aus, entfernte mich etwas vom Zug und merkte nicht, wie alle wieder einstiegen. Plötzlich fuhr der Zug an, die Türen wurden geschlossen und ich stand draußen. Da riß ein russischer Soldat die Tür wieder auf, ein zweiter hob mich hoch, und drin war ich. Das war meine erste Bekanntschaft mit den "bösen Asiaten". Auch später machte ich nur positive Erfahrungen mit ihnen.

Görlitz

Die Fahrt ging bis Riesa. Hier kamen wir für ein paar Tage in ein Lager, ehe es weiter nach Görlitz ging. Auch hier mußten wir wieder in ein Lager. Es lag an der Neiße. Am anderen Ufer begann jetzt Polen, unsere schlesische Heimat. So nah und doch so fern.

Wir aber glaubten, mit unseren polnischen Papieren nach Hause fahren zu können. Doch inzwischen hatte die polnische Regierung gewechselt, unsere Papiere waren ungültig. Onkel Anton sollte uns neue besorgen. Bis wir sie erhielten, mußten wir im Lager bleiben. Es war ein Quarantänelager. Heimkehrende Flüchtlinge und Soldaten kamen für mehrere Wochen dahin. Sie wechselten ständig. Jede der 10 Baracken konnte 100 "Bewohner" aufnehmen, die jeweils eines der zu Vierecken zusammengestellten Doppel-stockbetten beanspruchen durften. In der Mitte der Baracke standen lange Holztische und -bänke, dazwischen kleine eiserne Öfen, die ständig mit Brennmaterial versorgt werden mußten.

Die Gemeinschaftsverpflegung bestand während der Monate unseres Aufenthaltes mittags aus einer Wassersuppe, angedickt aus geschälten oder ungeschälten rohen Kartoffeln, sonntags mit wenigen Fleischstückchen. Morgens und abends gab es jeweils eine Scheibe Brot, dazu eine Art Marmelade oder anderen Brot-aufstrich. Kinder unter 10 Jahren erhielten täglich etwas Magermilch. Ab und zu ging ich einige Kilometer zu einer ehemaligen Lagerinsassin, von der ich ein paar Pfund kleine Kartoffeln bekam. Wir kochten sie auf dem eisernen Öfchen.

Inzwischen war es Frühling geworden. Unter den heimkehrenden Soldaten in unserer Baracke war auch ein 17-jähriger Görlitzer, mit dem ich mich gut verstand. Spät abends schlichen wir uns aus dem Lager. Er zeigte mir seine Heimatstadt, ihre Denkmale und alten Gebäude.

Noch immer warteten wir vergebens auf Nachricht von Lenchen oder Onkel Anton. Anfang Mai 1946 sollten das Lager endgültig aufgelöst und die restlichen Bewohner auf Sachsens Städte verteilt werden.

Illegal nach Arnsdorf

Schon lange ging im Lager das Gerücht, daß man an einer bestimmten Stelle die Neiße zu Fuß durchqueren könnte. Ein Görlitzer würde die

Heimkehrwilligen für eine gewisse Summe zumindest bis zu dieser Stelle führen. Kurz vor unserem Weitertransport entschloß ich mich, illegal "nach Hause" zu gehen und selbst mit Onkel Anton und Lenchen Kontakt aufzunehmen. Mit gültigen Einreisepapieren wollte ich zu Muttern zurückkehren.

An einem kühlen Maimorgen ging es früh los, bevor im Lager geweckt wurde. Ich war die Jüngste unter den Heimkehrwilligen. Kaum auf der polnischen Seite der Neiße, ging jeder seinen eigenen Weg, stets auf der Hut vor den Grenzpatrouillen. Stundenlang lief ich in Richtung Riesengebirge zu Tante Lottel. Von ihr erhoffte ich Hilfe, um Kontakt mit Lenchen aufnehmen zu können. Unterwegs nahm mich eine lange Strecke weit ein Wagen voller polnischer Soldaten mit. Als sich unsere Wege trennten, ging es per pedes weiter. Auch ein Bauer mit einem Leiterwagen ließ mich für einen kurzen Weg aufsteigen.

Gegen Abend erreichte ich Warmbrunn. Ich hatte keine Kraft mehr, war hungrig und durstig. In einer Einfamilienhaus-Siedlung lud mich ein älteres Ehepaar ein, bei ihnen zu übernachten. Ich durfte baden, bekam einen dicken Haferbrei und schlief im Bett ihres gefallenen Sohnes. Am nächsten Morgen hatte meine Gastgeberin verweinte Augen. Sie hatten kurz zuvor die Aufforderung erhalten, ihr Haus binnen 24 Stunden zu verlassen. Trotz ihres Kummers packte mir die Frau noch ein kleines Proviantpäckchen und gab mir einige Złoty für die Straßenbahn in Richtung Arnsdorf.

Von der Endstation bis zu Tante Lottel waren es keine 20 km mehr, aber ich brauchte dafür etwa 6 Stunden, so erschöpft war ich noch vom Vortag. Tante Lottel steckte mich gleich in die Badewanne und anschließend ins Bett. Ich schlief bis in den Abend. Inzwischen wurde meine Kleidung gründlich gewaschen, um Kleiderläusen keine Chance zu geben. Tantes Geschäft hatte nach dem Krieg der Pole übernommen, der vorher jahrelang als Zwangsarbeiter bei ihnen gearbeitet hatte. Da Tante und Onkel ihn immer gut behandelt hatten, ließ er sie in ihrem Haus wohnen und half ihnen, wo er konnte. Er gab auch das Telegramm an Lenchen auf mit der Nachricht meiner Ankunft. Jetzt hieß es wieder warten.

Doch bereits nach einigen Tagen erhielten Onkel und Tante die Ausweisung. Auch der Pole konnte keinen Aufschub erwirken. Er wollte wenigstens mich so lange bei sich behalten, bis Lenchen kam. Aber das lehnte Tante Lottel ab. Später erfuhr ich auch warum. Sie nähte in meine Kleidung ihren wertvollsten Schmuck, der nicht ausgeführt werden durfte. Wäre ich erwischt worden, hätte man mich ins Gefängnis gesteckt. Gott sei Dank erfuhr ich von diesen Machenschaften erst bei unserer Ankunft in West-deutschland.

Niedersachsen, Lübeck, Hamburg

Wieder ging es mit einem Güterzug nach Deutschland. Jeder "Aussiedler" durfte nur eine bestimmte Menge Hausrat und ein Federbett mitnehmen. Da ich selbst nichts hatte, konnte ich so der

Tante helfen, etwas mehr an Betten und Kleidung zu retten. Wenige Tage später kam Lenchen nach Arnsdorf mit neuen Papieren. Zu spät.

Unser Transport ging nach Niedersachsen. In Einbeck war Halt. Von hier ging es auf ein Dorf, wo wir auf die einzelnen Höfe verteilt wurden. Tantes Familie kam auf engstem Raum unter. Onkel wollte mich unnützen Esser so schnell wie möglich loswerden. Ich schrieb an Gretel, Pauls Verlobte. Sie lud mich sofort nach Lübeck ein. Gretel hatte inzwischen an Paul von mir geschrieben. Als ich bei ihr ankam, lag schon ein Brief Pauls vor. Er forderte mich auf, zu ihm zu kommen. Als Englisch-Dolmetscher hatte er, obwohl Gefangener, gewisse Freiheiten. Das Lager lag am Rande Hamburgs. Ich konnte hier einige Tage bleiben. Er hatte Mutters Adresse: Großenhain, Sachsen, sowjetische Zone. Paul gab mir Proviant und Geld und zeigte mir, wie ich an die Zonengrenze käme. Dann mußte ich selber weitersehen.

Über die Zonengrenze nach Großenhain

Auf dem Weg zum Hamburger Bahnhof mußte ich durch die zerstörte Stadt laufen. Mit einem Bummelzug ging es dann in den Harz. Einige Kilometer vor der Zonengrenze endete die Fahrt. Weiter ging es zu Fuß. Die Grenze war besonders von sowjetischer Seite gut bewacht. Ich hoffte, einen Führer zu finden. Mit mir war ein ehemaliger Landser, noch in seiner alten Soldatenkluft, ausgestiegen. Auf dem Weg zur Grenze - Einwohner zeigten mir die Richtung - traf ich ihn wieder. Vertrauenswürdig sah er nicht gerade aus. Er wollte auch in den "Osten" und bot mir seine Hilfe an, ungesehen an den "Grenzern" vorbeizukommen. Gemeinsam schafften wir es auch.

An welcher östlichen Bahnstation wir endlich ankamen, weiß ich heute nicht mehr. Es war ein Dorf im Harz. Während ich auf den nächsten Bummelzug wartete, ging mein Gefährte zu Fuß weiter. Noch im Nachhinein bin ich ihm dankbar. Wie lange ich brauchte, um nach Großenhain zu kommen, wie oft ich umsteigen und weite Strecken laufen mußte, weiß ich nicht mehr. An Hunger war ich noch vom Lager her gewöhnt.

Mutter wohnte inzwischen mit den drei Kleinen in Großenhain in einem Zimmer im Eckhaus Schulgasse/Markt bei einem älteren Geschäftsehepaar. Ich war wieder bei meiner Familie. Ein neues Kapitel meines Lebens begann.